

HENNING MÜTZLITZ



HEXAGON

DER PAKT DER SECHS





KAPITEL 1

Frankreich, Juli 1642.

Cécile lief vorsichtig den Gang hinunter. Dunkelheit umging sie. Lediglich durch einen Schlitz am Ende des Korridors fiel ein wenig Licht, kaum ausreichend, um die eigenen Füße zu erkennen. Von dort hinten hörte sie die Stimmen der Herrschaften, denen sie heute ein letztes Mal aufwartete. Obwohl sie den schmalen Korridor während des Abends bereits oft durchquert hatte, kannte sie im Gegensatz zu den anderen Bediensteten noch immer nicht alle Stufen, Absätze oder versteckten Stolperfallen. Nach wie vor war also höchste Vorsicht geboten, denn schließlich sollte der gelungene Abend nicht in einer Katastrophe enden.

Die junge Kammerdienerin war emsig darauf bedacht, nichts auf dem Silbertablett verrutschen zu lassen, das sie trug. Umständlich streckte sie die Arme nach vorne, um nicht an die Wände zu stoßen. Dennoch musste sie sich beeilen, durfte doch der Nachttisch keinesfalls kalt sein, wenn sie ihn servierte. Es handelte sich dabei um die neueste Sensation des Küchenchefs: Ein bislang in Frankreich unbekanntes Rezept, das er von einem Freund aus Spanien erhalten hatte und nun unter dem Namen »Crème fermé« als eigene Kreation ausgeben wollte. Cécile hatte in der Küche beobachtet, wie er dessen Oberfläche umständlich erhitzt

hatte, bis sie zu einer kristallinen Kruste verschmolzen war. Das war offenbar das Besondere an diesem Dessert. Sie konnte sich nicht mit derlei Süßspeisen aus, denn es war ihr zum ersten Mal vergönnt, ihrem Herrn und seinem Gast die verschiedenen Gänge zu servieren.

Immerhin konnte man nichts von der Crème verschütten, wenn man sich schon so beeilen musste. Chefkoch Antoni hatte ihr mit Schlägen gedroht, wäre sie zu langsam und die Crème bereits erkaltet. Cécile zweifelte nicht daran, dass er die angekündigte Strafe durchsetzen würde, sollte sie zu lange benötigen. Der Umstand, dass der Kammerherr ihr noch eine Karaffe Cognac sowie dazugehörige Kristallgläser auf das Tablett gestellt hatte, erschwerte die Aufgabe zusätzlich.

Ihre Arme brannten, als sie die leichte Tür, die aus dem Botengang in den Großen Salon des Hauses führte, mit dem Fuß aufstieß. Die anderen Domestiken hatten das schmutzige Geschirr der Hauptgänge entfernt, sodass sie das vorläufig letzte Mal ins Speisezimmer trat. Wieder erfasste sie diese Aufregung, die sie seit dem Moment ergriffen hatte, da der Kammerherr ihr mitgeteilt hatte, dass sie erstmals helfen würde, dem Herrn Vicomte Charles de Châtellerault am Abend die Speisen zu servieren.

Konzentriert brachte sie die letzten Schritte bis zum Esstisch hinter sich. Sie hoffte, dass der Seigneur und sein Gast das Zittern in ihren Armen nicht bemerkten, als sie das Tablett vorsichtig abstellte. Es klapperte beim Aufsetzen etwas, aber die Herrschaften schienen keinerlei Notiz davon zu nehmen, und zu ihrer Erleichterung war auch nichts umgefallen.

Zuerst servierte sie das Dessert des Gastes. Sie beeilte sich, ihm die Keramikschale, die auf einem silbernen Unterteller drapiert war, zu reichen, ohne dabei in unhöfliche Hast zu verfallen. Erleichtert spürte sie, dass von dem Ge-

faß noch Wärme ausging. Sie verbeugte sich kurz vor dem Mann, der lediglich als Marquis de Cinqmars vorgestellt worden war. Der junge Adlige, wahrscheinlich nur wenige Jahre älter als sie, ignorierte sie schon den ganzen Abend und beachtete sie auch dieses Mal nicht. Cécile war zwar von den älteren Bediensteten berichtet worden, dass solch ein Verhalten schlichtweg normal für die hohen Herrschaften sei, dennoch ärgerte sie sich ein wenig, dass er sie nicht einmal mit einem dankbaren Lächeln, vielleicht einem Nicken oder wenigstens einem Blick bedachte, nachdem sie ihn und seinen Gastgeber stundenlang bedient und ihnen jeglichen Wunsch von den Augen abgelesen hatte. Es wäre ihr Dank und Lohn genug gewesen.

Andererseits war sie froh darum, dachte sie, während sie das Dessert auch dem Vicomte servierte. In unmittelbarer Gegenwart des Marquis fühlte sie sich nicht wohl. Als sie dicht neben dem langhaarigen Aristokraten stand und die bauchigen Gläser mit einem Schluck Cognac füllte, verspürte sie erneut Unbehagen, sogar stärker als zuvor. Der Marquis hatte sie weder beachtet noch berührt. Dennoch erschien es ihr, als habe er seine Präsenz in diesem Moment auf sie gerichtet, obwohl er gerade mit dem Vicomte plauderte. Cécile fühlte sich vollkommen von ihm durchdrungen, beinahe, als stünde sie entblößt vor ihm und offenbarte ihm gleichzeitig ihre schlimmsten Ängste und geheimsten Wünsche. Kaum, dass sie es wahrnahm und ihre Hände zu zittern begannen, verschwand das Gefühl wieder – ebenso schnell, wie es sie überkommen hatte.

Die junge Frau wusste nicht, ob sie diese nie zuvor verspürte Empfindung erschrecken müsste. Stattdessen erappte sie sich dabei, es als durchaus angenehm empfunden zu haben. Für wenige Augenblicke war sie dem fremden Adligen schutzlos ausgeliefert gewesen. Was es auch gewesen wäre, sie hätte alles für ihn getan.

Was war nur mit ihr los? Ihre Sinne mussten ihr einen Streich spielen! Wahrscheinlich lag es an der Müdigkeit, an der Erschöpfung nach einem Arbeitstag mit mehr als sechzehn Stunden.

Cécile kniff kurz die Augen zusammen, um einen klaren Blick zu bekommen. Sie schenkte den Cognac ein und überzeugte sich davon, dass es den Herrschaften an nichts mehr fehlte. Dann trat sie zwei Schritte zurück und deutete eine Verbeugung gegenüber dem Vicomte an.

»Dank ihr, sie darf sich zurückziehen«, sagte er, und sie meinte den Anflug eines Lächelns zu erkennen.

»Sehr wohl, Seigneur«, nickte sie und knickte artig.

»Wir möchten nicht mehr gestört werden. Sollten wir noch etwas benötigen, werde ich es den Camérier wissen lassen.« Er bedeutete ihr mit einer Handbewegung, dass sie sich zu entfernen hatte.

Langsam zog sie sich in den Botengang zurück und schloss so leise wie möglich die Tapetentür, damit sie die Männer nicht unnötig durch ein Geräusch belästigte.

Endlich! Cécile seufzte und nahm zum ersten Mal seit Stunden die Spannung aus dem Körper. Harte Arbeit mit tadellosem Auftreten zu verbinden, war weitaus anstrengender, als sie vermutet hatte. Ihr Rücken schmerzte höllisch, die Beine fühlten sich weicher an als die von ihr servierte Creme, und darüber, ob sie den Kopf jemals wieder geschmeidig drehen konnte, wollte sie lieber nicht nachdenken.

Sie versuchte den verspannten Nacken zu lösen, indem sie ihn mit den Fingerkuppen massierte. Es verschaffte nur wenig Linderung, sodass sie beschloss, lieber in die Küche zu eilen, um Antoni Bericht zu erstatten und dann endlich ins Bett zu kommen. Nur ausreichend Schlaf würde Müdigkeit und Schmerzen aus den Gliedern vertreiben. Erneut sandte sie ein Dankgebet zum Himmel, dafür, dass sie am nächsten Tag nicht zu arbeiten hatte.

Nach zwei Schritten bemerkte sie, dass etwas sie zurückhielt. Erschrocken wirbelte sie herum, doch da war niemand.

Jetzt fange ich wirklich an zu träumen!

Und doch schien es ihr, als habe sie jemand an der Schulter berührt, fast gezogen, so, als solle sie diesen Ort nicht verlassen.

Alles Einbildung! Wer sollte sie hier im Gang aufhalten wollen? Der Kammerherr? Antoni? Alle anderen Bedienten waren längst zu Bett gegangen. Und genau das musste sie ebenfalls schleunigst tun, wenn ihr müder Geist sie nicht endgültig durcheinander bringen sollte.

Erneut wollte sie sich zum Gehen wenden, doch anstatt sich vom Salon zu entfernen, schlich sie die wenigen Schritte zurück in die Richtung, aus der sie gekommen war.

Nun musste sie nicht mehr darüber nachdenken, warum sie es tat, oder was sie dazu zwang. Wer wusste schon, wann sie den Seigneur und seine Gäste erneut betreuen durfte? Und wer konnte sagen, wann sie jemanden wie den Marquis, immerhin ein Günstling des Königs und eigens aus dem fernen Paris angereist, wie sie sich hatte sagen lassen, jemals wiedersah?

Schon war sie an der Tapetentür angelangt und spähte vorsichtig durch den Schlitz, der gewöhnlich dazu diente, unauffällig zu beobachten, ob der Vicomte oder seine Gäste etwas benötigten. Der Camérier hatte sie und die anderen Mädchen zwar darauf aufmerksam gemacht, doch bislang war sie nicht dazu gekommen, diese Funktion des Dienstbotengangs zu nutzen – sie war ja den ganzen Abend hin- und hergelaufen, um rechtzeitig alle Speisen und Getränke zu servieren.

Es schadete allerdings niemandem, wenn sie noch eine Weile hierblieb und den einen oder anderen Blick riskierte. Vielleicht benötigte der Vicomte tatsächlich noch etwas,

und dann war sie zur Stelle. Solch eine Aufmerksamkeit wurde sicher honoriert und brachte ihr gegenüber den anderen Mädchen einen Vorteil ein.

Als sie aber den Marquis erblickte, der gerade einen Schluck Cognac zu sich nahm, und ihr ein kalter, und doch wohliger Schauer über den Rücken lief, ihr Herz wild zu klopfen begann und ihr Bilder in den Kopf schossen, die sie normalerweise erröten ließen, wusste sie, dass der Grund ihres Verweilens ein gänzlich anderer war.

»Ausgezeichnet!« Cinqmars stellte das leere Weinbrandglas auf dem Tisch ab.

»Das freut mich«, erwiderte sein Gastgeber mit einem Lächeln und schenkte nach. »Seit fünf Jahren lasse ich mir ausschließlich die Erzeugnisse des Hauses Frapin aus der Grand Champagne kommen. Er produziert nur wenige Dutzend Fässer im Jahr, und ich bin einer der Glücklichen, denen es vergönnt ist, einige davon exklusiv zu beziehen.«

»Schätzt Euch glücklich, Monsieur. Nicht einmal am königlichen Hof habe ich solch einen edlen Tropfen zu mir genommen.«

»Dann sollten wir dem König nichts von Frapin und seinem Cognac berichten, sonst wird außer Louis und seinem Hofstaat künftig niemand mehr in dessen Genuss kommen«, schmunzelte der Vicomte und schenkte dem Gast nach. »Aber berichtet, Marquis, was treibt Euch zu mir? Ich unterhalte mich gerne mit Euch über den Tratsch in Paris, den besten Baugrund in der Bretagne oder die Qualität von Cognac, aber dies wird kaum der Grund sein, weshalb Ihr den Weg bis in das Poitou auf Euch genommen habt.«

Nun war es an Cinqmars zu lächeln. »Eben diese Scharfsinnigkeit ist es, die mich veranlasste, Euch aufzusuchen, Monsieur.«

»Die nicht zu überhörende Ironie in dieser Aussage könnte man als beleidigend auffassen, Marquis. Kein geeignetes Mittel, um ein Gespräch zu eröffnen, scheint mir. Oder war das lediglich der plumpe Versuch, mir zu schmeicheln? Auch dies, so versichere ich Euch, wird nicht vonnöten sein.«

»Natürlich nicht, Monsieur. Seid versichert, beides lag nicht in meiner Absicht. Tatsächlich habt Ihr richtig erkannt, dass nicht das Parlieren über die Genüsse des Lebens meine Schritte in Euer Domizil lenkte – so angenehm mir das Gespräch über derlei Vergnügungen auch ist.« Er nahm einen Schluck Cognac und räusperte sich. »Wir leben in einer Zeit großer Veränderungen. Während das Heilige Römische Reich zerfällt, schreitet die Integration Frankreichs unaufhaltsam voran, angetrieben von der Zentralverwaltung und immerzu im eisernen Griff des Ersten Ministers.«

»Monsieur, verzeiht, aber das ist hinlänglich bekannt. Eine Lektion in Politik und Verwaltungsdingen benötige ich zu dieser fortgeschrittenen Stunde nicht mehr. Ich bitte Euch höflich, zum Punkt zu kommen.«

»Selbstredend, Monsieur. Ich versuche, mich kurz zu fassen. Ihr verbringt Eure Tage nunmehr im *lieblichen* Poitou, als Verwalter eben jener neuen Ordnung, die Richelieu etabliert hat, und doch wissen wir beide, dass Euch mehr bestimmt sein müsste als lediglich die Hoheit über eine Krondomäne auszuüben.«

»Wenn Ihr auf die Güter meines Hauses etwas weiter nördlich anspielt, werdet Ihr ebenso gut wie ich wissen, dass auch diese der Verwaltung der Krone unterliegen. Der Ort, an welchem ich meiner Aufgabe nachgehe, ist also gleichgültig. Alles andere ist Gefühlsduselei, die sich den Realitäten der heutigen Zeit verschließt.«

»Genau dort liegt das Problem, auf das ich Euch nicht eigens aufmerksam machen muss: Seit fünfhundert Jahren

wird die Aristokratie kontinuierlich ihrer ureigenen Rechte beraubt. Und seit dem Guten König Henri wird eine offene Politik der Enteignung durch die königliche Zentralverwaltung betrieben.«

»Monsieur, natürlich gebe ich Euch recht, und ich könnte in Eure Klagen über diesen fortschreitenden Prozess mit einstimmen, aber was würde es mir nützen? Châtellerault befindet sich seit 1482 in königlicher Hand. Den Kampf darum haben meine Vorfahren bereits vor über einem Jahrhundert geführt und verloren.«

»Mir ist sehr wohl bekannt, dass diese Entwicklung nicht erst seit Richelieu im Gange ist. Ich muss Euch nicht erklären, wie es die Krone über all die Zeit geschafft hat, den Feudaladel zu entrechten, seiner angestammten Domänen zu berauben und zum Schein mit pompösen Titeln auszustatten.«

»Wurden Euch selbst nicht letzthin derartige Titel zuerkannt, Marquis?«, fragte der Vicomte spöttisch. »Lasst mich überlegen ... Was war es doch gleich? *Großmeister der Königlichen Garderobe* und *Oberstallmeister*? Sagt mir nicht, dass Ihr damit bei Hofe nicht über einen erheblichen Einfluss verfügt, ungeachtet profaner Ländereien? Habt Ihr nicht gar das Ohr des Königs?«

»Wenn Ihr damit den Einfluss auf die Spitzfindigkeiten des höfischen Protokolls und die Spielereien der dortigen Gesellschaft meint, mögt Ihr recht haben, Vicomte, doch meine Einflussmöglichkeiten auf tatsächlich relevante Bereiche sind äußerst begrenzt. Mein Vater war Marschall der Dragoner, meine Verlobte ist Louise Marie aus dem ehrenwerten Haus der Gonzaga, und *ich* soll mich mit einem Titel zufriedengeben, der nahezu ausschließlich auf die königlichen Paläste beschränkt ist?«

Châtellerault lächelte. »Daher weht also der Wind, mein werter Marquis de Cinqmars. Ihr fühlt Euch ungerecht

behandelt, herabgestuft, und es verlangt Euch schlicht gesprochen nach mehr Einfluss.«

»Ja und nein. Natürlich würde ich lügen, behauptete ich, es ginge mir in dieser ganzen Sache nicht auch um mich persönlich. Aber ich möchte zum Kern des Ganzen vordringen, von dem ich weiß, dass Ihr diesen ebenso erkennt wie ich. Wo früher einmal der Grundherr über seine Güter herrschte, niemandem verpflichtet als dem Lehnsherrn, existiert jetzt eine Klasse an Verwaltern. Die Bürokratie hat die Aristokratie ersetzt, flankiert vom allumfassenden Einfluss der Geheimpolizei und der Roten Garde. Glaubt Ihr, nur weil der Erste Minister zufällig einen purpurnen Mantel trägt, legitimiert ihn das zu uneingeschränkter Machtausübung? Nein, ich sage Euch, der Kardinal besitzt in Frankreich mehr Macht als alle Heiligen zusammen!«

Der Vicomte schwieg einen Moment und dachte über die Worte des Marquis nach. »Monsieur, ein Wort der Warnung: Ihr wandelt hier auf einem schmalen Grat. Andere würden Euch für diese Wortwahl wegen Hochverrats anklagen. Seid dankbar, dass Ihr in einem Haus zu Gast seid, das dem Ersten Minister mitunter ... distanziert gegenübersteht.«

Cinqmars vollführte eine entwaffnete Geste, und ein Schmunzeln umspielte seine Lippen. »Verzeiht, aber bei anderen würde ich nicht diese Worte wählen, Vicomte.«

»Das mag sein, und im Kern der Sache stimme ich Euch zu. Ihr versteht es, einen auf breiter Ebene gehegten Unmut zu artikulieren. Bedenkt aber, dass ich in erster Linie eine Kreatur eben jenes Systems bin, dem Ihr soeben die Legitimation abgesprochen habt, wenngleich ich vom Blute her dem Uradel angehöre. Zudem scheint Ihr misszuverstehen, dass alle Veränderungen der vergangenen Dekaden, seien es nun die Ausweitung der Krondomänen, die Errichtung der Provinzen oder das Intendantentum nicht

durch die Minister, sondern vor allem durch den jeweiligen König erlassen wurden – ob es nun Charles, Henri oder Louis gewesen sind.« Er seufzte. »Mir schwant, Ihr wollt einen Kampf aufflammen lassen, der längst ausgefochten und von unsereins verloren wurde, Monsieur.«

»Dann habt Ihr mich nur zum Teil verstanden, Vicomte. Mir geht es nicht um die Wiedererrichtung eines feudalen Ständestaats, dessen Aufrechterhaltung nur zu innerer Schwäche führen kann – man sieht es ja am Heiligen Römischen Reich. Nein, was ich anstrebe, ist eine Beschränkung der Macht des Ersten Ministers. Nicht vor ihm soll Frankreich niederknien, sondern vor seinem tatsächlichen König. Nicht vor einer Politik, die die Staatsräson und die Dogmen der Kirche immer so miteinander verwebt, dass für ihn der größte Gewinn dabei herauspringt. Was wir benötigen, ist innere Stabilität, die nicht bloß vom Speichelleckertum abhängig ist.«

Der Vicomte zog die Augenbrauen zusammen. »Und Ihr glaubt, *Ihr* seid der Mann, um diese Verhältnisse zu ändern? Was ist mit Louis, wenn der Kardinal nicht mehr da ist? Wie lange glaubt Ihr, werden wir unsere Stellung gegenüber anderen Reichen bewahren können? Ihr kennt den König besser als ich. Wie lange wird er sich allein auf dem Thron halten? Euer Gedanke ist zu kurz gegriffen. Ihr treibt die Schwächung, nicht die Stärkung Frankreichs voran.«

»Glaubt mir, darüber habe ich nachgedacht. Ich käme kaum mit so etwas zu Euch, verfügte ich nicht über Verbündete, die der gleichen Ansicht sind. Der Kardinal hat sich viele Feinde gemacht, das ist nichts Neues. Aber dieses Mal liegen die Dinge anders, Monsieur. Das Pendel wird nicht mehr zu seinen Gunsten zurückschwingen wie so oft zuvor. Condé war erst der Anfang!«

»Ich ermahne Euch erneut: Bedenkt Eure Worte und nehmt nicht die Namen von Hochverrätern in den Mund!

Auch meiner Toleranz sind Grenzen gesetzt«, entgegnete Châtellerault ungehalten.

Cinqmars war davon unbeeindruckt. »Monsieur, es liegt nicht an mir, über meine Worte nachzudenken. Soeben habt Ihr bestätigt, dass ich mit meiner Beschreibung der Misstände im Recht bin, nun wiegelt Ihr das Gesagte unter dem Vorwurf des Verrats ab. Niemand beabsichtigt, den König zu stürzen, Frankreich zu verraten oder die Siegel zu den Domänen der Hölle zu zerstören. Es geht einzig um Richelieu! Es geht um den alten, übel gelaunten Despoten, der die Fäden in der Hand hält und jeden Untertan wie eine Puppe in seinem grausamen Spiel tanzen lässt.«

»Wenn ich Euch richtig verstanden habe, Marquis, haltet *Ihr* Euch wohl für denjenigen, der stattdessen der Puppenspieler sein soll?«

»Ich? Beileibe nicht!«, antwortete Cinqmars lachend. »Das würde ich mir nicht anmaßen. Nein, dafür steht jemand bereit, der vom rechten Blut und den besten Fähigkeiten ist. Wie gesagt bin ich nicht alleine. Zwei Dekaden schwelte der Unmut, nun bahnt er sich seinen Weg. Was verlören wir, gäbe es den Kardinal nicht mehr? Überlegt doch, was die Alternative sein könnte: Der Erzherzog von Orléans wäre derjenige, der Frankreich an der Seite seines Bruders am besten dienen könnte.«

Châtellerault stieg unvermittelt die Zornesröte ins Gesicht. »Gaston? Ich hätte es mir denken können. Beinahe hattet Ihr meinen Verdacht zerstreut, doch nun seid Ihr zu weit gegangen, Cinqmars. Wiegelt es nicht erneut ab, denn Ihr verlangt nichts weiter als den Hochverrat! Ihr habt mich endgültig davon überzeugt, dass Ihr mit Kräften im Bunde steht, für die ich nichts als Abscheu empfinde.«

Der Marquis seufzte und blickte betreten zu Boden. Einige Augenblicke verharrte er in dieser Pose, bevor er fast schon provozierend langsam einen Löffel der erkalteten

Crème zu sich nahm. Dann richtete er den Blick auf sein Gegenüber, und aus seinem Antlitz war jegliche Emotion gewichen. »Vicomte, Ihr macht Euch keine Vorstellung davon, mit *welchen* Kräften ich im Bunde stehe.«

Als sei ein unhörbarer Befehl erklungen, öffneten sich die Flügeltüren des Salons. Mit wehendem Umhang stürmte ein großgewachsener, bärtiger Mann herein. Durch seinen schwarzen Mantel, der das Licht regelrecht aufzusaugen schien, wirkte er wie ein erwachter Schatten der Nacht, der gekommen war, um rechtschaffene Seelen in die Finsternis zu reißen. Die blankrasierte Kopfhaut schimmerte im Kontrast dazu im Licht der Kerzen, und seine Augen wurden von schwarzen Onyxgläsern verdeckt. Sein blankgezogener Krummdolch wirkte wie ein stählerner Auswuchs des Körpers.

Keine zwei Wimpernschläge später war er an den vor Überraschung starren Vicomte heran. In einer blitzschnellen Drehung schnitt die Klinge über dessen Hals.

Einen Blutfaden hinter sich herziehend, führte er den Dolch vor den Körper und deutete eine Verbeugung in Richtung des Marquis an. Dann verschwand er in den Schatten, aus denen er gekommen war.

»All das Geschwafel – völlig umsonst«, seufzte der Marquis. »Ganz umsonst war es dennoch nicht. Das Dessert war köstlich!«

Während er den Rest der Creme auslöffelte, lag der Vicomte ihm gegenüber mit dem Kopf in einer Lache aus Blut auf dem Silbertablett.

Cécile kam wieder zu sich. Die Schwärze, die sie umfing, als sie die Augen öffnete, unterschied sich kaum vom Dunkel der Ohnmacht. Sie lag noch immer im Gang, aus dem sie das Gespräch der beiden Adligen belauscht hatte. Sie hatte fast alles gehört.

Gehört und gesehen.

Sofort bemerkte sie, wie ihr die Flüssigkeit im Mund zusammenlief. Sie versuchte sich zu beherrschen, die Übelkeit herunterzuschlucken, an etwas anderes zu denken, sie einfach zu vergessen. Doch es gelang ihr nicht. Sie erbrach sich hustend in den Korridor. Krämpfe schüttelten sie, und obwohl ihr Magen geleert war, wollte ihr Körper noch mehr aus ihr herauspressen.

Dazu gesellten sich Tränen. Krämpfe des Entsetzens lösten die Übelkeit ab. Schluchzend und verkrümmt lag sie im Dienstbotengang. Es war kein Traum gewesen, keine Einbildung ihres übermüdeten Geistes. Nein, sie hatte tatsächlich mit ansehen müssen, wie ihr Herr kaltblütig ermordet worden war! Ohne Vorwarnung und ohne Zögern. Sie hatte einen Moment benötigt, um zu realisieren, was sich vor ihren Augen abspielte. Der Mann mit der dunklen Brille war in den Salon gefegt wie eine Sturmböe, die ein Gewitter ankündigt. Und wie ein Blitz vom Himmel Feuer und Verderben bringt, war dem Vicomte diese schreckliche Klinge durch den Hals gefahren, gefolgt vom Prasseln des Bluts auf Tisch und Boden.

Dieses Bild hatte sich in ihren Kopf gebrannt, und sie war unfähig, es durch etwas anderes zu ersetzen.

Cécile richtete sich auf, glitt dabei auf dem schmierigen Untergrund aus und hielt sich schwer atmend an der Wand fest. Sie musste aus diesem Gang hinaus, fort von der Dunkelheit, die ihr keine Chance ließ, den Schreckensbildern ihrer Gedanken zu entkommen! Sie stolperte in Richtung Küche. Keine fünf Schritte weiter übersah sie eine Stufe und verlor das Gleichgewicht. Sie stürzte nach vorne und schlug auf den Boden, konnte sich aber noch abrollen, sodass der Sturz gelindert wurde. Stattdessen prallte sie mit dem Hinterkopf gegen die Wand.

Cécile stöhnte auf. Wenigstens vertrieben die Pfeile aus Schmerz, die sich in ihren Kopf bohrten, die quälenden Bilder.

Am Ende des Gangs erkannte sie Licht. Nicht weit von ihr entfernt befand sich die schmale Wendeltreppe, die sich vom Küchentrakt im Untergeschoss bis hinauf in die Etage der Gemächer des Vicomtes wand. Dort waren in regelmäßigen Abständen Öllampen installiert, um den Dienern sicheren Tritt zu gewährleisten.

Erneut rappelte sie sich auf. Sie lief bis zu dem Durchgang ins Treppenhaus, vorbei an der Luke des Küchenaufzugs. So schnell, dass sich ihre Füße fast überschlugen, stürmte sie die Stufen hinunter. Sie wusste nicht, was sie mehr antrieb: Die Flucht vor der grauenvollen Szenerie im Salon oder die Hoffnung, dort unten bei Antoni und den anderen in Sicherheit zu sein. Hoffentlich war noch jemand von ihnen wach, schließlich hatte sie keine Ahnung, wie lange sie ohnmächtig gewesen war.

Zu hören war zumindest nichts.

Cécile rannte durch den kurzen Flur bis in die Garküche, in der sich der Herd befand, an dem Antoni die meiste Zeit zu Gange war. Doch er war nicht zu sehen, seine massige Gestalt im Halbdunkel nirgends zu entdecken. Sie blickte nach links hinunter zu dem großen Steinofen, den der Koch meist als letztes sauberzumachen pflegte, bevor er sein Tagwerk beschloss.

Was sie dort sah, ließ ihr Herz für einen Moment lang aussetzen: Von der Glut aus dem Inneren des Ofens durch das Gitter schwach beleuchtet, konnte sie seinen Leib ausmachen, auf dem Boden liegend, regungslos. Sie musste nicht länger hinschauen, um zu wissen, dass Antoni tot war. Die Blutlache, die sich fast bis vor ihre Füße ausbreitete, ließ keinen Zweifel daran, dass er ebenso ruchlos und brutal umgebracht worden war wie der Vicomte.

Cécile taumelte zurück und stieß mit der Schulter gegen einige Pfannen, die neben dem Herd an einer Stange hingen. Vor Schreck schrie sie auf und sprang zur Seite, als ob ihr das Geschirr etwas antun könnte. Sie geriet ins Stolpern und sackte auf die Knie.

Antoni ist tot! Sie sind alle tot! Er hat sie alle umgebracht!

Verzweifelt versuchte sie, das Schluchzen zu unterdrücken und sich zu beruhigen. Wie lange war sie bloß ohnmächtig gewesen? Sie hätte die anderen warnen können! Vielleicht konnte sie noch hinauf in die Schlafkammern laufen, um die übrige Dienerschaft zu retten, wenigstens Tatimo und Gabrielle. Aber war das nicht viel zu gefährlich? Wenn sie sie erwischten, würden sie sie ebenfalls umbringen. Cécile war unfähig sich zu bewegen, und je länger sie in der dunklen Küche hockte, desto größer wurde ihre Gewissheit, dass außer ihr niemand im Château mehr am Leben war. Das bedeutete, dass sie sich in höchster Gefahr befand, führte sie den Gedanken zu Ende. Sie war in den letzten Minuten alles andere als leise oder vorsichtig gewesen. Wenn der Marquis und seine Schergen noch im Haus waren, würden sie ihr ein ebenso blutiges Ende bereiten wie den anderen Bewohnern.

Genau in diesem Moment hörte sie das Geräusch zum ersten Mal.

Es war wie ein Scharren, als ob jemand mit einer längst durchgetretenen, rauen Ledersohle über einen schmutzigen Boden lief.

Doch beim zweiten Mal klang es eher so, als würde ein Blasebalg betätigt, um ein erloschenes Feuer wieder anzufachen.

Ein eisiges Gefühl kroch Cécile den Rücken hinauf.

Ich bin nicht allein!

Sie sprang auf und presste sich mit dem Rücken gegen die Flurwand, suchte die im diffusen Halblight daliegende

Küche panisch mit den Augen ab, als das Schnaufen erneut ertönte.

Zwischen Herd und Schältischen war eine Bewegung auszumachen. Von dort kam eine Gestalt auf sie zu. Ihre Bewegung war nicht die eines Menschen, fast schien es, als würde sie knapp über dem Boden schweben. Ein Kältehauch wie in einem Schneesturm schlug ihr entgegen.

Wieder ertönte ein Röcheln.

Cécile begann von einem auf den anderen Moment mit den Zähnen zu klappern, als habe sie jemand in einen Eiskübel gesteckt. Sie war unfähig, sich zu rühren.

Als das Wesen vollends hinter dem Herd hervorkam, konnte sie sehen, dass es mitnichten schwebte, sondern eher über den Boden schlurfte, als sei es Zeit und Raum entrückt. Seine Gestalt war zwar grob menschenähnlich, Arme und Beine jedoch viel länger und mit Klauen bewehrt. Im Halbdunkel erkannte sie nicht viel mehr, aber der Anblick des Kopfs mit der ähnlich einer Echse vorstehenden Schnauze und langen, blutbesudelten Reißzähnen löste ihre Schockstarre.

Wenige Fuß, bevor das Wesen ihr den Weg abschneiden konnten, rannte sie quer durch die Küche zur Hintertür. Ein hektischer Seitenblick verriet ihr, dass die Kreatur ebenfalls die Richtung geändert hatte und sie verfolgte, nun wesentlich schneller als zuvor. Der kleine Vorsprung, den sie sich erarbeitet hatte, war schon wieder verspielt.

Doch sie gelangte rechtzeitig zur Tür. Zu ihrer Erleichterung war sie nicht abgeschlossen, das erledigte Antoni gewöhnlich als letztes, wenn er die Abfälle hinaus gebracht hatte. Sie warf sich in die verstärkte Tür, hetzte hindurch und schlug sie sofort wieder zu. Das Krachen, das sie vernahm, als sie den Weg hinunter in den Garten rannte, verriet, dass sie ihren Verfolger mit der schweren Holztür wie erhofft voll erwischt hatte.

Ein Bersten kündete jedoch davon, dass es die Kreatur kaum mehr als ein paar Wimpernschläge aufgehalten hatte. Wieder spürte sie die Kälte in ihrem Rücken. Das Wesen holte mit jedem Schritt auf.

Cécile bog in den erstbesten Kiesweg zwischen den Büschen ein. Sie wusste, dass sich an seinem Ende ein Gartentürchen befand. Von dort gelangte man auf die Straße, die hinunter ins Dorf führte. Bis dort musste sie es schaffen, wenn sie Hilfe erlangen wollte.

Doch das scharrende Atmen des Wesen kam näher, schon fröstelte sie erneut am ganzen Körper. Sie versuchte, schneller zu rennen, aber bekam kaum noch Luft.

Keinen Steinwurf entfernt entdeckte sie den Zaun, der das Château von den umliegenden Weinstöcken trennte. Wenn die Tür verschlossen war, war sie verloren.

Nur noch ein paar Schritte!

Dann war die Kreatur heran. Eine klauenbewehrter Arm packte sie an der Schulter. Cécile wurde herumgewirbelt und stürzte rücklings auf den Kiesweg. Sie schrie vor Schmerzen, denn die Krallen hatten ihren Arm aufgerissen. Das Wesen stand über ihr, und sie erkannte, dass seine schwarze Haut über und über mit Blut besprenkelt war: dem Blut ihrer Freunde!

Es gab keine Möglichkeit zu fliehen. Hinter ihr befand sich der Zaun, und das Wesen wartete nicht darauf, bis ihr etwas anderes einfiel. Fast meinte sie, ein triumphierendes Grinsen in der dämonischen Fratze zu erkennen, als es sie erneut packte. Sein Maul öffnete sich, Blut und Geifer tropften von den Reißzähnen. Schwarzrot loderndes Feuer schlug ihr aus dem Schlund entgegen, und Cécile glaubte, die Pforte zur ewigen Verdammnis öffne sich direkt vor ihren Augen.

Todesangst überkam sie.

»Nein!«, schrie sie und versuchte, die Bestie mit Tritten abzuwehren. Doch deren eiserner Griff bohrte sich

tief in ihr Fleisch. Blut quoll in Strömen aus ihren Armen hervor.

Dennoch gab sie nicht auf, wollte sich nicht einfach in ihr Schicksal fügen. Unbändiger Überlebenswille erfüllte sie und schien ihre Kräfte zu vervielfachen. Verzweifelt versuchte sie, die Klauen von sich fernzuhalten. Die Kraft ihres Gegners aber war zu groß. Seine Fänge näherten sich unerbittlich, um ihr die Kehle zu zerfetzen.

»Lass mich nicht sterben!«, schrie sie und schlug panisch um sich.

Unvermittelt verwandelte sich die Kälte in ihr und um sie herum ins Gegenteil. Ein warmes Gefühl ergriff von ihr Besitz und nahm sie im Bruchteil eines Augenblicks vollkommen ein.

Die Schreckenskreatur hielt inne, das Maul nur wenige Fingerbreit von ihrem Hals entfernt. Es schien dagegen anzukämpfen. Das kalte Feuer in seinem Rachen brannte heller, doch wie von einer unsichtbaren Hand wurde es von ihr fort geschoben.

Cécile benötigte einen Moment, um die Verwirrung abzuschütteln, noch am Leben zu sein, obwohl sie dem Tod schon ins Auge geblickt hatte. Die Kraft schien von ihr selbst auszugehen, ihrem eigenen Körper zu entstammen. Obwohl sie ihren Gegner nicht berührte, konnte sie sich so bewegen, dass sie ihn von sich wegstieß. Das Wesen ließ von ihr ab und wich zurück.

Cécile streckte die Hände vor, um die Kreatur auf Abstand zu halten. Die Schmerzen an den Armen nahm sie kaum noch wahr, nur so etwas wie ein wohliges Prickeln, das den Körper erfüllte. Ein kaum zu erahnendes Licht ging von ihr aus, hüllte sie ein und schlug der Kreatur entgegen. Obwohl diese dagegen ankämpfte, vermochte sie nicht erneut auf das Mädchen einzudringen.

Cécile suchte mit einer Hand hinter dem Rücken nach dem Griff der Gartentür, ohne die Bestie dabei aus den Augen zu lassen. Ihr Herz vollführte einen Sprung vor Erleichterung, als sich die Tür quietschend öffnete. Sie wich langsam einen Schritt zurück, dann noch einen, bis sie durch die Öffnung im Zaun getreten war. Weiterhin strömte Wärme aus ihren Händen, wie Wellen, die sanft an einen Strand rollten. Die Kreatur war unfähig, sich zu widersetzen und ihr zu folgen. Stattdessen fixierte sie die junge Frau mit hasserfüllten Augen.

Cécile atmete zwei, drei Mal heftig durch und warf die Tür in die Angeln. Dann rannte den Hügel hinunter ins Dorf, so schnell sie die Füße trugen.

Hinter ihr schlugen Kälte und Dunkelheit über dem Garten zusammen.